

Stephan Russ-Mohl (Hrsg.). Streitlust und Streitkunst. Diskurs als Essenz der Demokratie. Köln: Herbert von Halem, 2020, pp. 471. ISBN 978-3-86962-552-2

Ursula Ganz-Blättler, University of St. Gallen, Research Institute of Sociology, Switzerland

ursula.ganz-blaettler@unisg.ch

Unser Planet wird von globalen Krisen erschüttert. Wir erleben «Wandel» derzeit hautnah, auf ganz verschiedenen Ebenen. Die Frage, wie wir kommunizieren, ist deshalb von elementarer Bedeutung. Mittels Kommunikation bewahren oder entwickeln wir im Angesicht von Risiken gemeinsame Denk- und Handlungsspielräume. Es sind deshalb alle Initiativen zu begrüßen, die den kommunikativen Austausch zwischen Individuen und Institutionen beleuchten und kritisch hinterfragen. Zum einen, weil vieles in unseren herkömmlichen Kommunikationspraxen dringender Anstrengungen zur Verbesserung bedarf. Zum anderen aber auch, weil genauso vieles dringend restaurierungs- bzw. erneuerungswürdig ist. In diesem Sinn wirft diese Rezension einige Schlaglichter auf eine vielversprechende Buchreihe, die im Kölner Herbert von Halem-Verlag erscheint und vom emeritierten Professor für Journalistik und Medienmanagement Stephan Russ-Mohl kuratiert wird. Es geht im Folgenden also um die «Schriften zur Rettung des öffentlichen Diskurses».

Präludium: Einige Begriffsbestimmungen vorab

Während die einen für das geläufige Bezeichnen angenommener politischer Ausrichtungen bzw. Haltungen (gemeint: in politischen Debatten), ohne gross darüber nachzudenken, räumliche Begriffe wählen und dann behaupten, jemand oder etwas stehe «rechts» oder «links», immer im Verhältnis zu einem nicht zwingend mit adressierten «Dritten» (was eine neutrale «Mitte» sein kann oder einfach eine bestimmte Position auf dem Spektrum zwischen zwei angenommenen Extremen) – nehmen an-

dere zeitlich determinierte Begriffe in den Mund. Wer das tut, bezeichnet jemanden oder etwas als (eher) «konservativ» oder (eher) «progressiv» – und impliziert damit eine Bewegung, die von einer (je nachdem zu verteidigenden oder aber mit Bedacht zu verwerfenden) Vergangenheit in eine (je nachdem zu fürchtende oder eben Besseres verheissende) Zukunft führt.

Da Sprache bekanntermassen den Fokus auf bestimmte Realitätsausschnitte richtet und damit massgeblich beeinflusst, welches Licht beim Interpretieren auf den besagten Ausschnitt fällt, ist die unterschiedliche Wortwahl in solchen Diskursen nicht trivial.

Denn das Selbstbekenntnis zur «Mitte» hat im ersten «rechts/links-Fall» einen versöhnlichen Klang: Wenn doch die soziale Realität als solche gar nicht mal als so übel wahrgenommen wird und grundsätzlich ein solides Fundament für (moderate oder allenfalls weiter reichende) Veränderungen abgibt, lassen sich aus der idealen Mitte heraus die Verhandlungen zwischen divergierenden Positionen mit der Aura des neutralen Mediators führen.

Ganz anders die Verhältnisse im zweiten «konservativ/progressiv-Fall», der in der Regel von expliziten historischen Überlegungen und Bezügen geprägt ist. Die Debatte lässt sich hier nicht von den (Vor-) Bedingungen eines mit zur Debatte stehenden Ist-Zustandes abstrahieren. Denn dieser Ist-Zustand steht als solcher im Zentrum der Diskussion, und zwar, genau, in seinem Potenzial zur Stabilität, aber auch zur Mobilität (was beides wiederum mit positiven wie negativen Vorzeichen versehen werden kann, im Sinne eines zu beobachtenden interessanten «Phänomens» oder aber dringend zu behebenden «Problems»).



Vereinfacht gesagt haben wir es im ersten «rechts/links-Fall» mit einer paradigmatischen Zugangsweise und entsprechend festgefügt, unveränderlichen Positionen zu tun, die wie in einem Schachspiel mit den immer gleichen Werten und Motivationen ausgestattet sind und quasi «ewig währen». Im zweiten «konservativ/progressiv-Fall» aber besteht eine syntagmatische Sicht auf die Dinge, die Veränderung entweder scheut oder sucht – und deswegen nur im zwingend mitzudenkenden Kontext einer bestimmten historischen Situation bzw. Entwicklung wirklich funktioniert und Sinn macht.

Und noch ein Begriff steht zur Disposition, den man so oder so verstehen kann. Es ist der Begriff des öffentlichen Diskurses, der gemäss dem übergreifenden Reihentitel für den Band, der hier rezensiert wird, nicht nur auf dem Prüfstand steht, sondern kurz davor, seine Existenz als solche aufzugeben. Was ist hier gemeint? Wie ist dieser *Diskurs* zu verstehen, der – wie ich annehme, als prominentes Erbstück der Aufklärung und integrierender Bestandteil der Moderne, wie das Jürgen Habermas (1962) in seiner Habilitationsschrift zum «Strukturwandel der Öffentlichkeit» anschaulich dargelegt hat – dringend gerettet beziehungsweise vor drohender Gefahr bewahrt werden muss, weil es doch – wie es wiederum der Untertitel des Einführungsbandes aus der Reihe der «Schriften zur Rettung des öffentlichen Diskurses» deutsch und deutlich formuliert – dieses spezifischen Diskurses als Destillat bzw. *Essenz der Demokratie* nach wie vor bedarf?

Und, nochmals weitergedacht: Was hat eigentlich dieser (aufklärerische, moderne) öffentliche Diskurs mit dem Thema des Bandes zu tun, dessen Titel programmatisch «Streitlust und Streitkunst» lautet? Ist ein *Diskurs* dasselbe wie eine *Debatte* – und wird also in diskursiven Auseinandersetzungen notwendigerweise (mehr oder weniger lustvoll und gekonnt) *gestritten*?

Das Leitmotiv von Schriftenreihe und Anthologie

Diese Fragen sind deshalb zu stellen, weil die von Russ-Mohl herausgegebene Anthologie genauso wie die zugrundeliegende Schriftenreihe mit ihren derzeit sechs Bänden für sich in Anspruch nimmt, zwar nicht Anweisungen, aber doch pragmatisch formulierte Hinweise zu geben, wie sich «Diskursfähigkeit zurückgewinnen» lässt, wie es im Vorwort des hier zur Debatte stehenden Bandes heisst. Gerettet werden soll also eine «zivilgesellschaftliche Streitlust und -kunst», die im Ton zwar konzilient, aber in der Sache «hart und problemlösungsorientiert» agieren soll. Und die entsprechende Zielformulierung lautet, es sei ein «engagiertes, um Rationalität bemühtes Ringen um Kompromisse wiederzubeleben» – und das nicht bloss in den öffentlichen Medien (womit Massenmedien ebenso wie die digital zugänglichen Plattformen der kommerziell orientierten *Social Media* gemeint sind), sondern mit Vorteil auch in der politischen Arena selber – was ich jetzt einmal etwas salopp mit «Flügelkämpfen zwischen rot und schwarz» zu übersetzen geneigt bin. Diese Auseinandersetzungen also sollen statt, wie bekanntermassen in der Aufmerksamkeitsökonomie üblich, auf Dissens bzw. auf ein stures Festhalten an einmal eingenommenen Positionen, vermehrt wieder auf ein Geben und Nehmen und damit auf eine kooperative Konsensfindung im Sinn der eingangs erwähnten «Orientierung an der Mitte» ausgerichtet sein.

Damit komme ich auf meine Frage zurück: Wovor die Diskurse im Einzelnen zu retten sind, wird im Vorwort des Herausgebers zu der Anthologie näher erläutert: Es geht da um die Irrationalität eines vom Gruppendruck bestimmten Denkens (in Anlehnung an Irving L. Janis Begriff des *group think*), um chronische Reizüberflutung und Überinformation, um die Emotionalisierung krisenhafter Ereignisse (am Beispiel der Corona-Berichterstattung) und um den unterstellten Rückzug breiter Bevölkerungsschichten in zwar vor Glaubenszweifeln «sichere», aber auch denkbar eng geführte, weil mit blick-

dichten Scheuklappen ausgestattete Meinungs- bzw. Filterblasen.

Es ist sicher zu begrüßen, dass die Beiträge in dem Sammelband – ebenso übrigens wie die weiteren bisher erschienenen, monothematischen Bände der Schriftenreihe – trotz solcher programmatischer Äusserungen keinem explizit vorgegebenen verlegerischen Konzept unterworfen sind und entsprechend heterogen in der Ausrichtung bleiben dürfen. Und zwar deshalb, weil die von Russ-Mohl angeschnittenen Risiken und Gefahren das breite Feld der gegenwärtigen Veränderungen mit allen nachhaltigen Implikationen für das, was man eine anstehende «Erneuerung des Sozialvertrags» nennen könnte, nicht annähernd abdecken. Und eben auch, weil nicht alles, was auf den ersten Blick eine Gefahr für Liebgewordenes darstellt, nur in seiner dysfunktionalen Lesart wirkungs- und bedeutungsvoll werden dürfte: Es kommt da immer auch auf den Standpunkt an. Und darauf, wo man hinwill.

Zu den einzelnen Beiträgen

Gleich zu Beginn wird die Frage nach der Digitalisierung als «Diskurskiller» gestellt – und von Ulrike Klinger und Christian P. Hoffmann in je eigenen Beiträgen durchaus differenziert beantwortet. Wenn sich derzeit in der öffentlichen Meinung eine Art «Techlash» breit mache, im Sinne einer dystopischen Sicht auf die Diskurskompetenz in den sozialen Medien, sei das auch als Erscheinungsform der sogenannten *moral panic* deutbar, meint Hoffmann – und damit durchaus mit Vorsicht zu genießen. Georg Franck stellt die Frage nach den ökonomischen Grundlagen dessen, was schon Habermas als «Forum» (mit dem Vorbild der antiken *αγορά*) und gleichzeitig als Marktplatz von Meinungen bezeichnet hat, während sich Bernhard Pörksen kritisch mit dem «Polarisierungsschub» auseinandersetzt, der Phänomene wie den vormalig lediglich in randständigen Nischen beheimatete «Lügenpresseverdacht», aber auch Verschwörungstheorien in die Mitte der gesellschaftlichen

Aufmerksamkeit befördert hat. Pörksen kommt im Schluss seines Beitrags der impliziten Aufforderung nach, Rettungsideen zu skizzieren, und entwickelt das spannende Projekt eines wirklich dialogischen Journalismus, der das Publikum nicht nur als Stichwortgeber und «Newsscout» sieht, sondern als ebenbürtigen Partner im Ringen um Faktentreue und Regelwerke für den Umgang mit Meinungen (z. B. in Kommentaren und Kommentarspalten).

Während in der Betrachtung der «Klimadebatte» (ähnlich wie im Vorwort zur «Coronadebatte») kritische Stimmen hinsichtlich einer fast schon autoritär ausgeübten Meinungsführerschaft durch wissenschaftliche «Experten» überwiegen, dreht Michael Haller am Beispiel der «Flüchtlingsdebatte» das Rad weiter und stellt die Systemfrage nach Funktion und Dysfunktion von Medienberichterstattung generell – gefolgt von Sandra Kostner, die im Anschluss daran die Handlungsfrage stellt, hinsichtlich der Rolle von Leitmedien als moralischer Instanz. Im Fokus der Beiträge stehen im weiteren Rechts- und Linksextremismus ebenso wie die (verbindende oder trennende?) Rolle des öffentlich-rechtlichen Rundfunks und die im Qualitätsjournalismus anzusetzenden Massstäbe. Dass gegen Ende des Bandes prominent die Auslandsberichterstattung im Fokus steht (mit den Beispielen Italien, Israel und Türkei), verweist auf den wichtigen Umstand, dass die Arenen der öffentlichkeitsrelevanten Dialoge, Dispute und Debatten immer schon international vernetzte waren, womit auch national unterschiedliche Gesprächs- und Meinungskulturen genauso wie unterschiedliche Demokratieverständnisse ins Bild geraten müssen. Wie damit umzugehen ist, war also immer schon eine Herausforderung – und diese Herausforderung ist angesichts der programmatischen «Sprachverweigerung» durch autoritäre Potentaten, die die öffentlichen Medien lediglich in ihren obrigkeitfreundlichen PR-Funktionen gutzuheissen bereit sind, auch jetzt nicht leichter geworden.

Indem der Sammelband hier ein «breites Spektrum von Positionen präsentiert» (wobei in Einzelfällen auch mal zur direkten Gegenrede auf vorangehende

Überlegungen angesetzt wird), soll also Streitkultur – im Sinne von Lust wie auch als Kunst bzw. Diskurskompetenz – gerade nicht auf bestimmte Lehrmeinungen mit je eigenen Spielregeln eingegrenzt werden, sondern sich frei entfalten und in den Anschlussüberlegungen der Leserschaft divergent nachhallen.

Ein Seitenblick auf den Band 6 der Reihe: «Rettet die Nachrichten»

Diese grundsätzliche Denkfreiheit zeichnet auch den zuletzt erschienenen Band 6 der Reihe aus («Rettet die Nachrichten» von Marco Bertolaso), wo gerade nicht auf eine möglicherweise idealisierte Leitmedien-Vergangenheit mitsamt übergeordneten gesellschaftlichen Objektivierungs- bzw. Orientierungsfunktionen verwiesen wird, sondern schlicht auf die Notwendigkeit, den rasanten sozialen Wandel in Zeiten der Krise adäquat zu begleiten, mit Respekt gegenüber den jeweiligen Akteur*innen, aber auch mit selbstkritischer Demut und, nach Möglichkeit, Transparenz hinsichtlich der im Nachrichtengeschäft *per default* herrschenden Abhängigkeiten und Routinen, blinden Flecken und anderen systemischen Überforderungen. Es brauche nämlich, so Bertolaso auf der Website zum Buch (<https://www.halem-verlag.de/rettet-die-nachrichten/>), einen Neuanfang auf ganz vielen Ebenen: «Redaktionen müssen sich hinterfragen, aus Fehlern lernen und ihre Arbeit öffentlich zur Diskussion stellen. Unser Handwerk muss Regeln nachjustieren und sich von manchen Gewohnheiten verabschieden.» Vor allem aber brauche es eine breit abgestützte gesellschaftliche Wertschätzung für das Leistungsvermögen (und, nicht zu vergessen, die Leistungsgrenzen) eines unabhängigen, professionalisierten Nachrichtenjournalismus, um dem entsprechenden Berufsfeld und seinen institutionellen Leistungsträgern die notwendige Existenzgrundlage auch und gerade in turbulenten Zeiten zu sichern.

Streitlust oder Streitunlust? Das Beispiel der gendergerechten Sprache

Angesichts dieser differenzierten Überlegungen fällt dann aber doch auf, was sich in dem aktuell besprochenen Band zur «Streitlust und Streitkunst» sehr wohl im Widerspruch zur behaupteten Offenheit der Reihe lesen lässt: Es ist die – nur halbwegs augenzwinkernd zu verstehende – Selbstbezeichnung des Herausgebers als *alter weisser Mann*, der sich «Gendersternchen und andere modische Schreibweisen zur Geschlechterdifferenzierung, die sich der deutschen Grammatik nicht fügen» ausdrücklich verbittet, weil sie, wie er schreibt, den Journalismus wichtiger sprachlicher Differenzierungs- und Ausdrucksmöglichkeiten beraube (S. 45).

Über solche Annahmen liesse sich nun allerdings trefflich streiten und mit sportlichem Ehrgeiz so manche Klinge kreuzen. Und zwar, weil sich genau am Punkt der *gendergerechten Sprache*, die eine Vielfalt von möglichen Alternativen zum bisher vorherrschenden «generischen Maskulinum» ausdifferenziert, so vieles, was sich die Schriftenreihe vornimmt, programmatisch aufzeigen und hinsichtlich ihrer (nicht nur) journalistischen Praxistauglichkeit überprüfen liesse. Und zwar bis hin zur Frage, wer sich dem öffentlichen Diskurs über gesellschaftlichen Veränderungswillen und zeitlich wie räumlich determinierte Grenzen der Akzeptanz unter welchen noch abzuklärenden Prämissen aktuell auszusetzen bereit ist und wer eher nicht.

Zweifellos ist der Bedarf an Auseinandersetzung hier wie auch bei vielen anderen Fragen der Sichtbarmachung ungleicher Spiesse im aktuellen öffentlichen Diskurs gegeben, und zwar so lange, wie dieser öffentliche Diskurs ein von überkommenen Traditionen und Hierarchiegefallen *nach wie vor* geprägter ist. Und damit wiederum verbinden lässt sich die Hoffnung auf zukünftige Streitgespräche, die so lustbetont, kunstfertig und gleichzeitig Ausdruck eines respektvollen «Miteinanderredens» sind (nach Pörksen & Schulz von Thun, 2018), wie es sich der Herausgeber und der Verlag im Fall der

vorliegenden Schriftenreihe explizit wünschen.

Literatur

Bertolaso, M. (2021). *Rettet die Nachrichten! Was wir tun müssen, um besser informiert zu sein*. Köln: Herbert von Halem.

Habermas, J. (1962). *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Janis, I. L. (1972). *Victims of groupthink. A psychological study of foreign-policy decisions and fiascoes*. Boston, MA: Houghton Mifflin.

Pörksen, B., & Schulz von Thun, F. (2020). *Die Kunst des Miteinander-Redens: Über den Dialog in Gesellschaft und Politik*. München: Hanser.